

Hamloidi in der Föhnzone

Von Jonathan Spanos

Ingolstadt (DK) Im Englisch-Leistungskurs musste Christoph Süß, Moderator des TV-Polit- und Satiremagazins „Quer“, Shakespeare lesen. Noch heute kann er Originalpassagen des „Macbeth“ zitieren. Shakespeare ist für ihn ein Literat, bei dem man „die ganze Welt finden kann“. Doch an diesem Abend in der Thalia-Buchhandlung geht es nicht um das englische Original, sondern um eine ungewöhnliche Variante des Klassikers. Die Textfassung von „Shakespeare auf Bairisch“ stammt von Curt Werner und Oscar Schmidt, die zahlreiche Textvorlagen Shakespeares ins Bairische über- und umgesehen haben. Zwei davon wählten Christoph Süß und die Schauspielerin und Radiomoderatorin Conny Glogger für einen sehr unterhaltsamen Abend.

Den Auftakt macht Christoph Süß mit „Hamloidi“, der bayerischen Version des „Hamlet“. Hamloidi, Prinz von Dänemark, findet nach dem Tod seines Vaters keine Ruhe mehr. Die Handlung hat sich nicht verändert, nur ein paar Details haben sich mehr in die Gefilde jenseits des Weißwurstäquators verlagert: Hamloidi lässt sich bei der Überführung seines Onkels Claudius am Mord seines Vaters nicht von vagabundierenden Schauspielern helfen, sondern von einer waschechten Wandertruppe eines bayerischen Volkstheaters. Auch wird er später nicht wie in Shakespeares Original nach England geschickt, sondern begibt sich nach Bayern, wo er sich, vor der Stadt Ingolstadt gewarnt, gleich nach München aufs Oktoberfest begibt. Doch trotz dieser Vergnügungen kommt bei diesem Hamlet auch die grüblerische Seite nicht zu kurz: Der bekannte Hamlet-Monolog „Sein oder Nichtsein“ wird zum „Dosein – net dosein.“ Das Ende bleibt wie gewohnt tragisch.

Die größten Lacher erntet Süß jedoch, als sich der vergiftete Wein in der Schlusszene als fränkischer Fusel entpuppt. Es gelingt ihm hier mit seiner einmaligen Fähigkeit des Rollenwechsels zwischen den auftretenden Personen hin- und herzuspringen und mit unterschiedlichen Stimmen dem bayerischen Hamlet Leben einzuhauchen.



Shakespeare auf Bairisch: Conny Glogger und Christoph Süß lasen in Ingolstadt. Foto: Herbert

Conny Glogger steht Süß in nichts nach: Sie liest die Komödie „Der Widerspenstigen Zähmung“, deren Handlung sich diesmal in Garmisch entwickelt. Die Geschichte der beiden Schwestern Kathi und Baberl, von denen die jüngere erst heiraten darf, wenn die Ältere unter der Haube ist, hat beinahe eine komplette Mutation zum bayerischen Dorftheater durchgemacht, der Shakespeare ist jedoch an keiner Stelle zu übersehen, auch wenn Petruccio zu einem Tiroler wird, der im Herrgottswinkel mit Kathis Vater den Heiratsvertrag abschließt.

Umrahmt wird die Lesung von der Gerolfinger Blaskapelle „Kolpingia“. Dazu gibt es Bier und Brezen. Und am Ende kräftigen Applaus der zahlreichen Zuschauer. Da kann sich selbst der strengste Preuße ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Katastrophe unterm Tannenbaum

Dominik von Gunten inszeniert Alan Ayckbourns „Schöne Bescherungen“ im Großen Haus

Von Anja Witzke

Ingolstadt (DK) Das Puppenspiel muss wahrhaft schrecklich sein. Denn wann immer die Rede auf Bernards kulturelle Darbietung für den Nachwuchs kommt, wird sie mit Stöhnen und Augenverdrehen begleitet. Im vergangenen Jahr, erinnert sich Onkel Harvey, hatte Bernard „Ali Baba und die 40 Räuber“ gewählt – und alle 40 Räuber einzeln auftreten lassen. „Im Abstand von zehn Minuten.“ Wenn man sich den umständlichen Bernard so anschaut, ist man selbst als Zuschauer dankbar, dass es heuer nur „Die drei kleinen Schweinchen“ zu sehen gibt – aber sehr gespannt auf den großen Auftritt von Bernard und Hubert, Wilhelm und Ginger Schwein. Natürlich endet bereits die Generalprobe im Fiasko. Wie das komplette Familientreffen.

„Schöne Bescherungen“ hat Alan Ayckbourn, der Großmeister der britischen Komödie, sein Stück zur Weihnachtszeit genannt, das den sanften Horror des ritualisierten festtäglichen Wahnsinns zum Thema hat. Knapp 30 Jahre ist das Stück schon alt, aber so wie Dominik von Gunten es nun im Großen Haus inszeniert, hat es nichts von seiner köstlichen Katastrophen-Komik verloren.



Der Weihnachtsmann (Richard Putzinger) ist scharf auf Nevilles (Christian Bo Salle) Frau. Foto: Pöhlmann

Im Haus von Belinda und Neville Bunker (kühles Schwarz-Rot-Design: Ulrich Frommhold), die wie jedes Jahr Familie und Freunde zum Fest der Feste geladen haben, freut man sich auf gutes Essen, Gespräche und Überraschungen und weiß doch – Phyllis steht bereits betrunken in der Küche, Onkel Harvey schenkt allen Kindern Waffen, Rachels

Freund Clive bandelt mit ihrer verheirateten Schwester an –, dass der Krieg unterm Tannenbaum unausweichlich ist.

Natürlich arbeitet Ayckbourn mit Klischees, vieles ist vorhersehbar, schnurrt nach typischen Komödienmechanismen ab und es gibt herrlich aberwitzige Dialoge, doch unter all dem Gelächter schimmert das Tragische, das Erbärmliche,

das Bemitleidenswerte auf: gescheiterte Existenzen und kaputte Beziehungen, Überdross und Einsamkeit, Lebenslügen und Trostlosigkeit, Alkohol- und Sehnsuchtseszesse. Dominik von Gunten lotet beides mit großer Präzision aus.

Er schenkt den überzeichneten Figuren mehr Tiefe, siedelt sie nur einen Tick jenseits der Normalität an – und seine her-

vorragenden Schauspieler spüren den Festtagsneurotikern zwar mit Ernst, Hintersinn und Lust an desaströser Selbsterfleischung nach, setzen aber auch immer wieder komödiantische Glanzlichter.

Allen voran Matthias Winde, der als Bernard einen kleinen karierten Mann mit großer Tragik umwehen lässt. Ein unglücklicher Umstandskrämer, hilfsbereit, aber hilflos. Apart Vera Weisbrod als Belinda: frustrierte Ehefrau, aber gute Gastgeberin („Ich bin normalerweise viel interessanter“). Katrin Wunderlich entzückt als graumäusige Rachel. Christian Bo Salle gefällt als konflikt-scheuer Technikfreak Neville (ein Highlight: sein trunkenes Treppenballett) und Julia Maronde als markerschütternde hochschwängere Pattie, die nicht nur drei Kinder, sondern auch ihren arbeitslosen Mann Eddie (ausgezeichnet besetzt für diesen schwarzen, britischen Humor: Ulrich Kielhorn) erziehen muss. Unübertrefflich Rolf Germeroth als gewaltbereiter militanter Weihnachtsmisanthrop. Gesine Lübcke darf beschwipst turteln. Und Richard Putzinger beweist als weltfremder Schriftsteller ein famoses Faible für schlechtes Timing.

Viel Gelächter, viel Applaus: eine kurzweilige Einstimmung aufs Weihnachtsfest.

Künstlich aufgemotzte Etüde

„Michael Kohlhaas“ von Kleist als Theaterstück in der Werkstatt

Von Friedrich Kraft

Ingolstadt (DK) Mehrfach schon ist der Versuch unternommen, Heinrich von Kleists Erzählung „Michael Kohlhaas“ aus dem Jahr 1810 für die Bühne zu adaptieren. Keiner dieser Fassungen war dauerhafter Erfolg beschieden. Meilenweit aber entfernt von einem überzeugenden Transfer ist die Bearbeitung, die jetzt in der Werkstattbühne des Theaters Ingolstadt aufgeführt wurde. Die ambitionierte Fingerübung einer Regieanfängerin geriet letztlich zur Verhackstückung des wehrlosen Dichters.

Kleists Text handelt von dem Grundproblem, dass menschliche Rechtsetzung nicht immer für Gerechtigkeit steht und nicht selten Unrecht sanktioniert. Und ob und wie dann das Individuum sich selbst des Gesetzes bemächtigen darf. Dem Rosshändler Kohlhaas ist vom Junker Tronka übel mitgespielt worden. Der hat ihm missbräuchlich eine Koppel wohlgenährter junger Gäule genommen, sie bei der Arbeit auf dem Acker zuschanden richten lassen und den Pferde-

knecht misshandelt. Als der Beschwerde des bislang unbescholtenen, vielmehr vorbildhaften Bürgers nicht stattgegeben wird, nimmt dieser das Recht in eigene Hand, rächt sich, brandschatzt, mordet und wird, als er sich schließlich dem obersten Gerichtsherrn, dem Landesfürsten, stellt, um die Zusagen des freien Geleits und eines fairen Verfahrens betrogen.

Die junge Karoline Kunz hat die Novelle bearbeitet und selbst inszeniert. Ausstatterin Anja König präsentiert eine trist wirkende Szene, vom Verfall gezeichnet. Schmuddelige Tische, zerschlissene Polstermöbel. An der rechten Wand eine Reihe mit roten Klappsesseln, auf die sich die Akteure zurückziehen, wenn sie beim Prozess in Sachen Kohlhaas nicht gefragt sind.

Das Verfahren läuft so, dass der zottelige Richter, Adelheid Bräu in ausladender weinroter Robe, sich räkelnd auf einem aufgestellten Sofa, wechselweise anraunzt: den Kohlhaas (Marcus Staab Poncet), den Anwalt (Victoria Voss) den Zeugen (Ralf Lichtenberg,

meistens hinter einem Verbeschlag auf- und abtauchend), den Junker Tronka (Peter Greif). Immer wieder kreischend: „Den letzten Satz noch einmal wiederholen!“ „Ist der Zeuge da?“, „Lauter!“, „Setzen!“ etc. Gnadenlos lässt die Regisseurin das fast eine Stunde lang durchdeklinieren, in unterschiedlicher Tonlage penetrant dieselben Textstellen repetieren, was immerhin den Vorteil hat, dass wir bald den Anfang der Novelle auswendig behalten: „An den Ufern der Havel lebte... ein Rosshändler...“

Zwischendurch wünscht sich, welch schöne Idee, der Richter das Absingen eines Liedes, und es erklingt sogleich wohltonend „Abendstille überall“. Dann aber auch, klar, es geht um absurde Verfremdung: Fang-mich-Spielchen. Der Richter entledigt sich der Robe. Adelheid Bräu, nun in Jogging-Klamotten, balgt sich am Boden mit dem Kohlhaas-Darsteller, wird von ihm minutenlang gekitzelt und gezwinkt. Ja, wirklich, dergleichen ist der Regisseurin eingefallen!

Zur Abwechslung erschallt eine Brüll-Motette mit Textfet-



Fordern Gerechtigkeit: Michael Kohlhaas (Marcus Staab Poncet) und seine Anwältin (Victoria Voss). Foto: Sauer

zen. Armer Kleist! Aber er kommt doch noch zu Ehren in einer späten Passage, wenn schlicht und direkt Dialoge nach dem Original rezitiert werden – die beste Partie des Projekts. Auch dies sei zugestanden: Die Anforderung einer höchst komplizierten sprachlichen Gestaltung, ob sie nun immer Sinn macht oder nicht, bewältigt das Schauspieler-Quintett exzellent, wobei erneut die vorzügliche Victoria Voss herausragt.

Am Ende aber, nach eindre-

viertel Stunden, ach je: Kohlhaas rennt ein Dutzend Mal heftig gegen die Rückwand der Bühne an. Das war es dann, und da spätestens ist klar, wo das Problem liegt, auch das Problem dieser künstlich aufgemotzten Etüde. Und wo sie ihren Platz hätte. An einer Schauspielschule könnte sie dienen als Exempel für ein aufgeregt kunstfertiges und gerade deshalb misslungenes Experiment, einem großen Prosatext auf der Bühne gerecht zu werden.

Um Mitternacht im Oger-Sumpf: Zauberspek im Altstadttheater

Von Barbara Fröhlich

Ingolstadt (DK) Vor diesem Theaterstück muss gewarnt werden! Betreten Sie das Altstadttheater nur, wenn Sie: 1. kein Fellstück tragen! Andernfalls meint der dicke, dumme Oger gar, Sie hätten seine Wasserratte zum Kleidungsstück verarbeitet. Und das zieht unweigerlich Geschrei und Attacken zur Rettung von Wasser-ratten nach sich. 2. bequemes Schuhwerk tragen. Denn Sie gehören vielleicht zu denjenigen, die am Ende der Pause mit dem Oger aus dem Foyer den Weg durch die Stuhlreihen des Altstadttheaters kriechen müssen. 3. wasserfest sind, wenn Sie einen Platz in der ersten Reihe haben. Sie könnten Sumpfwasser aus der verzauerten Gießkanne abbekommen. Wer all das beherzigt und ein Freund von Märchen und Zauberei ist, der ist im Stück „Spuk im Oger-Sumpf“ von Florian Schmidt, gespielt von

Sven Catello (Mirakel Wipp) und seinem Bruder Jens Keidel (grüner Oger) mit (Plüsch-)Wasserratte Herkules (gespielt von sich selbst) richtig.

Zum ersten Mal hat sich das

zaubernde Bruderpaar mit Hilfe von Florian Schmidt an ein abendfüllendes Zaubertheater gewagt – und versetzt das Publikum mit Witz und Illusionen in Erstaunen, die anfängliche



Audienz vor dem König: Der Oger (Jens Keidel) spricht mit seiner Majestät (Sven Catello). Im Altstadttheater wird gezaubert. Foto: oh

Längen schnell vergessen machen: eine Gießkanne, die sich immer wieder neu mit Wasser füllt, Suppenschüsseln, die nie leer werden, leere Papierseiten, auf denen plötzlich eine Zauberanleitung erscheint, oder gar eine riesige goldene Kugel, die aus dem Zauberbuch fällt.

Die Geschichte selbst ist schnell erzählt: Der Zauberer Mirakel Wipp will die Prinzessin mittels Zauberspruch für sich gewinnen. Für den Trank wiederum braucht er Liebeslauch. Und der wächst nur im Oger-Sumpf. Zusammen mit dem schwebenden, sprechenden Totenschädel heckt er deshalb den Plan aus, den Oger aus dem Sumpf zu locken, damit die Ernte des Lauchs um Mitternacht ja gelingen möge.

Von Anfang an wird die Geschichte von Magie begleitet. Und am Ende lässt sich trefflich streiten, welche die beste Zauberei war. Für den zwölfjährigen Tobias waren es die Geldstücke aus dem Nichts.

Denn Tobias zaubert selbst und kann Geldstücke im Ärmel verschwinden lassen. Für die meisten im Publikum war es wohl das schwebende Bett der Prinzessin.

Doch auch die Ausstattung bot so viel zum Sehen und Hören, dass die Zuschauer von Anfang bis Ende voll konzentriert waren, um nicht ein kleines, märchenhaftes oder dramatisches Detail zu verpassen: etwa die Kulissen im Scherenschnitt-Stil, die einmal graue Mauern im Haus des Zauberers, ein anderes Mal den Oger-Sumpf und das Dornröschenschloss zeigen, oder Klänge und Melodien als eine Art Hör-Leitfaden, wann es in der Geschichte weitergeht oder wann ein Zauber geschieht (Björn Keidel mit Nicole Pavel).

Und nicht zuletzt entführen auch die wunderbar an „Der kleine König“ oder „Robin Hood“ erinnernden Kostüme (Waltraud Keidel) in eine andere, zauberhafte Märchenwelt.